

JÖRG SADER

*es ist zeit,
lichten wir den aker*

NOTATE
AUS DEN T.-BLÄTTERN

BEOBACHTETES
ERZÄHLTES
ERTRÄUMTES

kul-ja!
publishing 

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage September 2024
Originalausgabe
© 2024 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

Homepage: <http://www.kul-ja.com>

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-27-8

Eine Erzählung, nichts weiter

Als sei es von Anfang an im Raum gewesen, ist es plötzlich da, das Wort, der Name, und wie ausgelöscht das freundliche Vorher, die Zeit, bevor es fällt, die Erwartung der Menschen auf ihren Stühlen zu Beginn der Lesung, die ersten Sätze des Autors, die aus den Manuskriptseiten aufsteigen und den Saal mit schönen Bildern verhängen. Nicht wie ein Gedanke, der sich vorbereitet, oder ein sich lautlos zusammenfügendes Traumbild ist der Name in den Saal gekommen, eher als feiner, körperloser Schlag, Finsterling, ein Punkt aus tiefer Zeit, die sich öffnen wird wie eine achtlose Andeutung, der man nachgeht. In H. sträubt sich alles, will Bewegung werden, Flucht den engen Reihen der Zuhörer entlang, weg, einfach nur weg. Eine Spur, die mich betrifft, nur mich! Er zwingt sich, nach vorn zum Autor zu sehen, der unbeeindruckt an seinem Pult liest, abgeschirmt von seinen Sätzen, die die Handlung der Erzählung treiben wie einen Ball. Wie damals, sagt sich H., wie damals drei ironisch federnde Silben, Finsterling.

Während die Zuhörer dichtgedrängt dem Autor an seinem erhöhten Pult lauschen, wiederholt H. die Silben, mehrfach nennt er sie, als zwingt ihn etwas, dem Raum entgegenzugehen, in dem der Name regiert und auf seinen Anspruch verweist. Finsterling!

Sie erwarten eine Pointe, denkt H. sodann und blickt durch die Reihen der Zuhörer. Ein Ende für die Männer in der Zelle, das gut ausgeht, darauf hoffen sie, auf

lindernde Worte, beruhigenden Trost, jetzt, im erzählten Augenblick. Über fünf, sechs Manuskriptseiten ist das Schicksal der Inhaftierten tatsächlich in guten Händen. Alle im Saal sehen in die Zelle, wundert sich H., alle fühlen mit ihnen, alle, wir hier im Saal, und schaut sich wieder um, Zuhörer, Amüsierte, Verführte ... Finsterling.

Der Autor schmunzelt leise, während er liest, und sieht, als suche er Einverständnis und Komplizenschaft, von Zeit zu Zeit von seinem Text auf, den er auswendig kennen wird wie ein Meßbuch. Ein Anwalt der Zuhörer, die ihm lange applaudieren und sich erleichterte Blicke zuwerfen. Gerettet, noch mal gut gegangen die Sache, sehen Sie, wer hätte das gedacht.

In den Beifall hinein springt H. auf, es drängt ihn zum Autor nach vorn, der seine Blätter schon zu einem ordentlichen Packen formt, dabei zufrieden um sich schauend, beinahe lässig. Über seine Leser, die ihn am Arm berühren, lächelt er geduldig hinweg und versucht dann, vielleicht um dem gewohnten Aebben des Beifalls zu entgehen, ein paar Schritte zu tun. Doch die Menge umsteht ihn, hält ihn auf, bezeugt ihm, der zu schreiben weiß, Respekt. Fragen gehen auf ihn nieder, Fragen, darunter auch H.s einzige, die den braven Autor irritiert. Sagen Sie, setzt er an, sagen Sie, doch der Autor ist abgelenkt oder nicht bereit, das Vermutete auf Anhieb zu bestätigen, er weicht H.s Blick aus, der ihn unvermindert anstarrt, zögert, als habe das Geheimnis einen Preis, der noch nicht vereinbart ist, und wendet sich dann zu H.s Überraschung doch um. Nun ja, diesen Kerl habe es gegeben, sagt er, als wollte er diesen unangenehmen Moment aus der Welt schaffen, er, der Autor, habe ihn erlebt, Finsterling, leibhaftig gewissermaßen, Finsterling,

den schikanösen Schließer, den linientreuen und unberechenbaren, worauf H. nur noch nickt. Daß ihm der Autor mit einer Frage auf den Lippen nachschaut, bemerkt er nicht mehr. Er strebt dem Ausgang zu und weiß mit der erzwungenen Bestätigung nichts anzufangen. Eine sinnlose Spur der Monate und Jahre in der Zelle hier in der Stadt, ein Steinwurf von den Menschen entfernt, die vor Augenblicken noch applaudierten, als wäre es eine Erzählung und bestimmt nichts weiter.

Noch immer

Anfänglich war, wenn er zurückdachte, immer das Gefühl da gewesen, man habe ihm das Land gewaltsam herausgeschnitten, während er mit den Jahren der Ansicht zuneigte, es eher ausgeschieden zu haben, aus freien Stücken sozusagen, es einfach von sich abgetrennt zu haben, so endgültig und definitiv, wie man einen Körperteil abtrennt, der nicht zu retten ist. Selbst die Briefe auf grobem Papier mit ihren grellen, übertrieben wirkenden Marken auf den Umschlägen, die er in unregelmäßigen Abständen erhielt, änderten nichts an seiner Meinung. Im Gegenteil, die Wörter riefen ja nur in Erinnerung, was er verlassen hatte, dieses komische schmerzhaftes Leben, das keiner begreift. Wie also darüber reden? Vor Monaten, Jahren, vielen Jahren, irgendwann einmal wird er es also tatsächlich gelebt haben, eine merkwürdige Tatsache, die um so fremder wurde, je mehr er sich zu entsinnen suchte.

Aufgegeben, zum Glück aufgegeben. Immer wieder sagte er sich diese Worte, wiederholte dieses *Aufgegeben zum Glück und hinter mir gelassen das Grau*, den Schmutz, die ausgetretenen Wege, die Enge in den Blicken, aus, endgültig vorbei, ein abgeschlossener Teil meines Lebens. Er fühlte sich glücklich, wenn er auf die Jahre zurücksah, er wußte, sie würden nicht wiederkehren, und bildete übermütig Sätze, rief sich zu, wie froh er sei, froh, immer wieder froh, hier zu sein und nicht dort, im Gegensatz zu seinem früheren Leben eine wirkliche Tatsache, klar,

zweifelsfrei, nicht zu leugnen. Als er zu reisen begann, empfand er dies in besonderer Weise, im Ausland wirkte das, woran er sich erinnerte, noch lächerlicher, als es ohnehin schon war. London, Rom, der Atlantik, wie fern hatte das damals gelegen!

Im Jeu de Paume zum Beispiel überkam ihn grenzenlose Freude, er lief mit großen Augen durch die Räume, besah die Kostbarkeiten, die sich ihm von den hohen Wänden entgegenneigten, intim beinah, wie er dachte, nur für mich gehängt, und bewunderte zugleich den weichen Leib der Concorde draußen vor den Fenstern, die sich lässig in der Sonne hinstreckte wie ein großes Gefühl. Diese Augenblicke, sinnierte er, hatte es im grauen Lande nicht gegeben, und als er dann an Henriks Brief dachte, der am Morgen eingetroffen war, mußte er lachen. Der Ort des Absenders, wo lag das? Wie lang müßte ein Leben wären, um diese Ferne zu überwinden, und wie wäre es anzustellen, diesen Weg noch einmal zurückzulegen?

Kam in den Gesprächen am Abend die Rede auf das Land, antwortete er ausweichend, bekannte aber schließlich, daß ihn auch Angst davon abgehalten hatte, zu fahren, daß er es nicht ertragen hätte, aus dem Zug geholt oder von der Bahn herunter gewunken zu werden, nicht von diesen schäbigen Uniformen, nicht von diesen Marionetten, die nichts anderes im Kopf hatten als diese entsetzlichen Sätze. Und wie sie sie aufsagten, mechanisch, kopflos mit stierem Blick. Natürlich befürchtete er nicht die Fragen, die die Schergen allen stellten, diese lächerlichen nach Druckerzeugnissen und Munition, oder danach, was er in der Republik zu tun beabsichtige, welches Ziel er ansteure, nein, er fürchtete die Papiere, die er doch bei sich trug wie einen großen Schatz, sie

waren ihm wichtiger als alles andere auf der Welt. Würden sie den Grenzern nicht sofort das Notwendige souffliert haben: Geburtsort, Geburtstag. Sofort wären sie im Bilde gewesen, die Rechner hätten ihnen auf Knopfdruck ausgespuckt, was zu wissen war, um sich seiner anzunehmen.

Zigan

Dicker nannten wir ihn, obwohl sein Name Zigan war, gelegentlich auch Ziganowitsch. Und wir liebten ihn sehr, sagt T., überall schleppten wir ihn mit, er sah das Midi und auch Rügen, er erlebte Spanien wie die Brandenburger Seen. Im Auto hatte er hinter den Sitzen seinen angestammten Platz, er lag dort gern, sprang allerdings sofort auf und legte seinen Kopf auf die Lehnen der Rücksitze, wenn wir uns Seen oder Parks näherten, wo er flanieren konnte. Der Dicke, unser Liebling, dreiunddreißig Kilogramm schwer mit schönen Proportionen, einem hellem Bauch und schwarz-goldenem Fell über den Rücken und an den Außenseiten der Läufe. Dreizehn Jahre begleitete er uns, sagt T. mit leiser, kaum hörbarer Stimme, dreizehn Jahre, irgendwann aber mußten wir das Unvermeidliche akzeptieren, daß Zigan nämlich nicht mehr lange bei uns sein würde. In jeder Hinsicht gesund, machten die Gelenke schlapp, er litt unter Arthrose, sein Radius verkleinerte sich nach jedem Spaziergang mehr und zuletzt waren es nur noch drei bis fünf Meter, die er bis zum nächsten Halt ging. Ein erstes Mal hatten wir dem Tierarzt, der ihn einschläfern sollte, nach langer Diskussion abgesagt, beim zweiten Mal vierzehn Tage später geschah es dann doch. Arglos legte sich der kleine Kerl auf die Decke, vielleicht eine Streicheleinheit erwartend, doch was ihm widerfuhr, wir eine tödliche Injektion. Vorher bereits hatten wir, berichtet T. mit trockener Stimme, mit Hanno und Tabea gesprochen; im weitläufigen Garten hinter ihrem Haus

wollten wir den kleinen Kerl beerdigen. Der Garten, im Grunde ein schöner Park voller hoher Bäume, Platanen, Kiefern und Kastanien, umschloß das geräumige Haus im Berliner Norden, ein ruhiger Platz, ungestört, für den Dicken wie geschaffen. In seine Lieblingsdecke eingewickelt, bargen wir den Hund hinter den Sitzen und fuhren los, schweigend. Der Tod unseres Lieblings lastete auf uns, wir sprachen während der Fahrt kein Wort, jeder hatte die Bilder im Kopf, die letzten Bilder von seinem Tod, die sich vermutlich glichen. In befremdlicher Mischung aus unterdrückter guter Laune und inszenierter Anteilnahme kamen Hanno und Tabea auf uns zu. Obwohl Nicht-Hunde-Besitzer, hatten sie Zigan gemocht, er war ja oft genug, wenn wir sie besuchten, dabei, und besonders, wenn wir auf der Terrasse am Feuer saßen, tollte er im Garten herum, schleppte Tannenzapfen an mit der unmißverständlichen Aufforderung, sie zu werfen, damit er sie zurückholen könne.

Hanno und T. begannen zu graben, während die Frauen im Garten umhergingen und miteinander sprachen. Über dem Graben vergaß T. Hannos Eskapaden und die Fragen, die er ihm seit langem stellen wollte. Irgendwann war die Grube tief genug, um den Burschen hineinzulegen, so schlugen die Männer seine Lieblingsdecke fest um ihn und ließen ihn langsam herab. Ebenso langsam schütteten sie das Grab zu, was besonders T. ungeheuer schwer fiel, der Gedanke, er könnte noch leben, kam ihm mehr als einmal, und er spannte ihn weiter: Er wird dort unten aufwachen und sich der Erde wegen, die ihn umgibt und auf ihm lastet, nicht bewegen können, er wird sich fragen, warum es so dunkel ist, warum ihn niemand ruft wie sonst, warum er ersticken muß ... Der Gedanke war unerträglich, sagt T. später, und obwohl er sich sagte,

daß er tot ist und all das, was er denkt, nicht zutreffen kann, blieb er beharrlich, und noch, als sie die Erde auf dem kleinen Grab festtraten, war er da, unabweisbar, nicht zu verdrängen. Und er erinnerte sich, daß Tabea, nachdem alle zusammen eine kleine Melodie gesummt hatten, Blumen auf das Grab pflanzte, während der Garten friedlich in der Sonne lag, frisch das Grün des Rasens und die Wipfel der Bäume vor dem unverschämten Blau des Himmels – das alles kann der Bursche nicht mehr sehen, dachten T. und Marion, nie mehr wird er es sehen da in seinem scheußlichen Grab, in dieser furchtbaren Dunkelheit ... Während dieser Aktion waren, wie ihnen schien, Hanno und Tabea sehr freundlich, ja geradezu herzlich miteinander umgegangen, von irgendwelchen Zwisten oder Konflikten war nichts zu spüren gewesen. Täuschte ich mich, fragt T.? Auch Marion staunte auf der Heimfahrt, und als sie darüber sprachen, schüttelte sie den Kopf und fand das Verhalten der beiden etwas befremdlich.